

## Elke Brüggem

### Minne im Dialog Die ›Winsbeckin‹

*Et cur, ô mea mater Germania, hunc Genium tuae Musae non etiam porrò continuâsti?* Diese Klage über die fehlende Kontinuität hochrangiger deutscher Dichtung des Mittelalters stammt aus der Feder des Altphilologen Friedrich Taubmann, und sie steht im Kommentar seiner Ausgabe von Vergils ›Culex‹ aus dem Jahre 1618.<sup>1</sup> Es waren nicht Hartmann, Wolfram oder Gottfried, die dem Wittenberger Professor für Poesie und Altphilologie die Möglichkeiten deutscher Sprache und Dichtung so schmerzlich bewusst werden ließen, nein, es waren die ›Winsbeckischen Gedichte‹, die der befreundete Rechtshistoriker und Diplomat Melchior Goldast 1604 in seine Ausgabe paränetischer Texte des deutschen Mittelalters aufgenommen hatte,<sup>2</sup> strophische Lehrgespräche zwischen Vater und Sohn resp. Mutter und Tochter. Goldasts Vorliebe für die *Paraeneses ad Filios* und Taubmanns „superlativisches Lob auf den Rang der Winsbeckischen Gedichte“<sup>3</sup> leiteten eine Hochschätzung dieser Texte ein, die bis ins spätere 18. Jahrhundert ungebrochen blieb und selbst bei Anhängern unterschiedlicher, sich ansonsten befehender ‘Schulen’ zu finden war. Für Johann Jakob Bodmer etwa repräsentierten die ›Winsbeckischen Gedichte‹ „das ächtteste, das wir aus dem Schwäbischen Weltalter haben“<sup>4</sup>. Er begeisterte sich insbesondere für „Weinsbecks Frau“<sup>5</sup> – sie avancierte in seiner Literaturgeschichte von 1743 zur zentralen

<sup>1</sup> Publi Vergili Maronis Opera Omnia, Bucolica, Georgica, Aeneis, Ciris et Culex. Cum Commentario, hg. von Frid[rich] Taubmann [o. O.] 1618, hier Praefatio S. 9. Vgl. Wolfgang Harms, Des Winsbeckes Genius. Zur Einschätzung didaktischer Poesie des deutschen Mittelalters im 17. und 18. Jahrhundert, in: Mittelalter-Rezeption. Ein Symposium, hg. von Peter Wapnewski, Stuttgart 1986 (Germanistische Symposien. Berichtsbände VI), S. 46–59, hier S. 46.

<sup>2</sup> Melchior Goldast von Haiminsfeld, *Paraeneticorum veterum pars I* (1604), im Nachdruck hg. und mit einem Nachwort versehen von Manfred Zimmermann, Göttingen 1980 (Litterae 64), S. 289–340.

<sup>3</sup> Harms (Anm. 1), S. 46.

<sup>4</sup> Vgl. Harms (Anm. 1), S. 46, Anm. 15.

<sup>5</sup> Bodmer verstand die Bezeichnungen ›Winsbecke‹ und ›Winsbeckin‹ noch nicht als Werktitel, sondern, in Übereinstimmung mit den Corpusüberschriften in der Handschrift C, als Autornamen. Hypothetische Überlegungen in diese Richtung, verbunden

Lichtgestalt staufischer Literatur.<sup>6</sup> Seine Bewunderung galt der Minneethik des Gedichts und auch der Darbietungsweise, „[m]it zärtlichem Affect, worinn der Geist noch glimmet“. Bis um 1800 hielt die Hochschätzung der ›Winsbeckischen Gedichte‹ an, von da an ist eine nachlassende Begeisterung und endlich auch ein nachlassendes Interesse für diese Texte zu verzeichnen, das schließlich in Verständnislosigkeit und Geringschätzung mündete.

Geringschätzung und Abwertung trafen in der Folgezeit vor allem die ›Winsbeckin‹. Sofern der Text überhaupt erwähnt wurde,<sup>7</sup> verglich man ihn stets mit der Vater-Sohn-Lehre des ›Winsbeckens‹ und sprach ihm eine mindere Qualität zu. „[V]iel schwächer, redseliger, ärmer an gedanken“, lautete das Urteil Moriz Haupts, das von anderen aufgenommen und tradiert wurde.<sup>8</sup> Als besonders wirkungsmächtig erwies sich der Vorwurf der Gedankenarmut, der vor allem auf das im Vergleich zum ›Winsbeckens‹ engere thematische Spektrum des Textes zielt, aber auch die Vorstellung einer Verflachung und Banalisierung pädagogischer Ideen einschließt. Die ›Winsbeckin‹ wurde als Nachahmung des ›Winsbeckens‹ eingestuft, als weibliches Gegenstück, von deutlich geringerem poetischen Wert als das Vorbild und allenfalls wegen einer formellen wie inhaltlichen Verwandtschaft mit ihm der Untersuchung wert.

Erst seit den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts wurden einige Forschungsbeiträge vorgelegt, die sich bemühen, die Eigenart der ›Winsbeckin‹ vor der Folie von Minnegesprächen, Minnelehren, Minnereden und im Zusammen-

---

mit einer neuerlichen Erwägung weiblicher Autorschaft im Falle der ›Winsbeckin‹ finden sich (ohne greifbares Ergebnis) jetzt wieder bei Albrecht Classen, *The Winsbeckin – Female Discourse or Male Projection? New Questions to a Middle High German Gendered Didactic Text in Comparison with Christine de Pizan*, in: Ders., *The Power of a Woman’s Voice in Medieval and Early Modern Literatures. New Approaches to German and European Women Writers and to Violence Against Women in Premodern Times*, Berlin, New York 2007 (Fundamentals of Medieval and Early Modern Culture 1), S. 159–186.

<sup>6</sup> Johann Jakob Bodmer, *Charakter Der Teutschen Gedichte (1734)*, in: Johann Jakob Bodmer, Johann Jakob Breitinger, *Schriften zur Literatur*, hg. von Volker Meid, Stuttgart 1980 (RUB 9953), S. 48–82, hier S. 50–52.

<sup>7</sup> So rühmte etwa Georg Gottfried Gervinus im ersten Band seiner ›Geschichte der deutschen Dichtung‹ (Leipzig 1853) den ›Winsbeckens‹ als einen „der theuersten Reste unserer ritterlichen Poesie“ (S. 426), während er die Existenz der ›Winsbeckin‹ überging.

<sup>8</sup> *Der Winsbeke und Die Winsbekin*, hg. von Moriz Haupt, Leipzig 1845, S. XIII. Vgl. Albrecht Leitzmann, *Zur Kritik und Erklärung des Winsbekens und der Winsbekin*, in: PBB 13 (1888), S. 248–277, hier S. 272. Weitere Negativurteile bei Elke Brüggem, *Laienunterweisung. Untersuchungen zur deutschsprachigen weltlichen Lehrdichtung des 12. und 13. Jahrhunderts*, Köln 1994 [masch.], S. 312f. Einen instruktiven Versuch, die ideologischen Grundlagen der Bevorzugung des ›Winsbeckens‹ zu rekonstruieren und die Editionsgeschichte des Textes aus diesem Blickwinkel zu analysieren, hat Ann Marie Rasmussen, *Fathers to think back through* (Anm. 9) vorgelegt.

hang mit Beobachtungen zum Frauenbild in hochmittelalterlicher deutscher Lehrdichtung zu erfassen. Inzwischen hat die ›Winsbeckin‹ im Kontext gendersensibler Lektüren mittelalterlicher Texte neue Aufmerksamkeit bekommen. Sie haben den Blick geschärft für die Geschlechtsspezifika der verhandelten Normierung und die Mechanismen der literarischen Konstruktion und Relationierung von ‚Weiblichkeit‘ und von ‚Männlichkeit‘. Und sie haben auf die besondere Modellierung der Rollen von Praeceptrix und Educanda sowie auf die Art der dialogischen Interaktion in diesem Text aufmerksam gemacht.<sup>9</sup> Daran gilt es anzuschließen, wenn im Folgenden der Versuch unternommen werden soll, das Profil der ›Winsbeckin‹ als Text der lehrhaften Literatur genauer auszuloten.

Wenn man von den ›Winsbeckischen Gedichten‹ spricht, meint man einen Komplex von drei Texten, die, in deutlich unterschiedlicher Dichte, in Handschriften des 13. bis 15. Jahrhunderts überliefert sind: den ›Winsbecken‹, die

<sup>9</sup> Für die Forschungsliteratur bis etwa 1998 vgl. Frieder Schanze, ›Winsbecke‹, ›Winsbeckin‹ und ›Winsbecken-Parodie‹, in: VL 10, 1999, Sp. 1224–1231. – Darüber hinaus sind zu nennen: Ann Marie Rasmussen, Bist du begehrt, so bist du wert. Magische und höfische Mitgift für die Töchter. *Die Winsbeckin*, Gottfried von Straßburg, *Tristan und Isolde*, Neidhartsche Gedichte, Mären, *Stiefmutter und Tochter*, Hans Sachs, *Gesprech der mutter*, in: Mütter – Töchter – Frauen. Weiblichkeitsbilder in der Literatur, hg. von Helga Kraft und Elke Liebs, Stuttgart, Weimar 1993, S. 7–33; Susanne Barth, Jungfrauenzucht. Literaturwissenschaftliche und pädagogische Studien zur Mädchenerziehungsliteratur zwischen 1200 und 1600, Stuttgart 1994, S. 75–84; Ann Marie Rasmussen, “If Men Desire you, then you are worthy”. The Didactic Mother-Daughter Poem ›Die Winsbeckin‹, in: Dies., *Mothers and Daughters in Medieval German Literature*, Syracuse, New York 1997, S. 136–159; Ann Marie Rasmussen, Fathers to think back through. The Middle-High-German Mother-Daughter and Father-Son-Advice Poems known as *Die Winsbeckin* and *Der Winsbecke*, in: *Medieval Conduct*, hg. von Kathleen Ashley and Robert L. A. Clark, Minneapolis 2001 (*Medieval Cultures* 29), S. 106–134; Ruth Weichselbaumer, Der konstruierte Mann. Repräsentation, Aktion und Disziplinierung in der didaktischen Literatur des Mittelalters, Münster 2003 (*Bamberger Studien zum Mittelalter* 2), S. 46–50, 118–138; Olga V. Trokhimenko, *Gedanken sint vri? Proverbs and Socialization of Genders in the Middle High German Didactic Poems Die Winsbeckin and Der Winsbecke*, in: *Res humanae proverbiorum et sententiarum ad honorem Wolfgangi Mieder*, hg. von Csaba Földes, Tübingen 2004, S. 327–350; Classen (Anm. 5); Bernd Bastert, *den wolt er lèren rehte tuon*. Der *Winsbecke* zwischen Didaxe und Diskussion, in: *Text und Normativität im deutschen Mittelalter. XX. Anglo-German Colloquium Bonn 2007*, unter Mitarbeit von Reinhold Katers hg. von Elke Brüggem, Sebastian Coxon, Franz-Josef Holznagel und Almut Suerbaum (im Druck). – Zum literarhistorischen Kontext der Eltern-Kind-Didaxe vgl. Juanita Feros Ruys, Peter Abelard’s *Carmen ad Astralabium* and Medieval Parent-Child-Texts: The Evidence for Parent-Child Relationships in the Middle Ages, in: *Childhood in the Middle Ages and the Renaissance. The Results of a Paradigm Shift in the History of Mentality*, hg. von Albrecht Classen, Berlin 2005, S. 203–227.

›Winsbeckin‹ und die sog. ›Winsbecken-Parodie‹.<sup>10</sup> Die häufig anzutreffende Datierung des ›Winsbecken‹ auf die Jahre zwischen 1210 und 1220 und der ›Winsbeckin‹ etwa um die Mitte des 13. Jahrhunderts ist „mehr literaturgeschichtliche Übereinkunft denn konkret belegbares Faktum“<sup>11</sup>. Nachweise literarischer Bezüge zu anderen Werken und das Alter der frühesten Überlieferungszeugen stellen die Eckdaten, die indes kaum mehr als eine (ungefähre) Festlegung auf das 13. Jahrhundert als Entstehungszeit der Texte zulassen. Dabei erklärt sich der um gut 30 bis 40 Jahre spätere Ansatz der ›Winsbeckin‹ nicht zuletzt aus dem Umstand, dass man dieses Gedicht in der Nachfolge des ›Winsbecken‹ gesehen hat und in einigem Abstand zu seinem als anspruchsvoller empfundenen Vorbild ansiedeln wollte. Ebenso hypothetisch ist die Datierung der sog. ›Winsbecken-Parodie‹ in das 14. Jahrhundert; einen zwingenden Grund dafür gibt es nicht.<sup>12</sup>

Mit den Titeln der Texte hat es eine eigene Bewandnis. Die Bezeichnungen ›Winsbecke‹ und ›Winsbeckin‹, die heute als Werktitel verwendet werden, sind allein durch die Große Heidelberger Liederhandschrift gesichert, in der die zu den jeweiligen Strophencorpora gehörenden Miniaturen entsprechende Überschriften aufweisen. In Übereinstimmung mit dem Anordnungsprinzip von C hat man darin zunächst Verfasseramen gesehen.<sup>13</sup> Andere Handschriften bringen Frauenlob als Verfasser und den Tugendhaften Schreiber als Tonautor ins Spiel, oder aber sie überliefern die Texte anonym, unter Überschriften, die auf den Inhalt verweisen, die didaktische Ausrichtung betonen oder die väterliche bzw. mütterliche Lehrautorität hervorheben. Vor diesem Hintergrund scheint die Angabe im fünften Band des ›Repertoriums der Sangsprüche und Meisterlieder‹ nur konsequent: „Verf.: unbekannt“<sup>14</sup>.

<sup>10</sup> Aufstellungen der Überlieferungszeugen im Repertorium der Sangsprüche und Meisterlieder des 12. bis 18. Jahrhunderts, hg. von Horst Brunner und Burghart Wachinger, Bd. 5, Tübingen 1991, S. 568–574, und bei Schanze (Anm. 9), Sp. 1225f.

<sup>11</sup> Hans-Joachim Behr, „Der Werden Lop“ und „Gotes Hulde“. Überlegungen zur konzeptionellen Einheit des ›Winsbecke‹, in: Leuvense Bijdragen 74 (1985), S. 377–394, hier S. 355.

<sup>12</sup> Wernfried Hofmeister hat in seiner ausführlichen Analyse der ›Winsbecken-Parodie‹ der gängigen Datierung widersprochen und für eine Entstehung des Textes in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts (und im österreichischen Kulturraum) votiert. Vgl. Wernfried Hofmeister, Literarische Provokation im Mittelalter am Beispiel der ›Winsbecke-Parodie‹, in: Sprachkunst XXII (1991), S. 1–24.

<sup>13</sup> Vgl. dazu Brüggén (Anm. 8), S. 289–292. – Was die ›Winsbeckin‹ angeht, so mochte allerdings schon Moriz Haupt den treuherzigen Glauben daran, „dass auch des Winsbeken frau verse gemacht habe, und zwar in seiner manier“ nicht mehr aufbringen; statt dessen nahm er an, dass der Name in C „willkürlich und ungeschickt gesetzt und aus der absicht hervorgegangen ist, dem ersten gedichte sein gegenstück auch in der überschrift gleich zu rücken“. Vgl. Haupt (Anm. 8), S. XII.

<sup>14</sup> Repertorium (Anm. 10) S. 568, 572, 573.

Die Zusammengehörigkeit des ›Winsbecken‹ und der ›Winsbeckin‹ ist evident. Sie zeigt sich, erstens, in der Überlieferung. Sieben Handschriften haben Strophen der ›Winsbeckin‹ bewahrt, und sie alle tradieren sie gemeinsam mit dem ›Winsbecken‹, einige von ihnen sogar unmittelbar im Anschluss an ihn.<sup>15</sup> In der Großen Heidelberger Liederhandschrift (C) sind die Texte einander auch optisch angeglichen und aufeinander zugeordnet worden.



Codex Manesse, UB Heidelberg Cod. Pal. germ. 848, f. 213r und f. 217r  
<http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/cpg848>

Für die Miniaturen, die den beiden Strophencorpora vorangehen (s. Abb.), wurde derselbe Bildtyp gewählt. Er setzt die in den Texten angesprochene Unterweisungssituation um, indem er die linke Bildhälfte für die auf einer Sitzbank erhöhte postierte Figur des Vaters resp. der Mutter reserviert und die

<sup>15</sup> Vgl. die Übersichten im Repertorium der Sangsprüche und Meisterlieder (Anm. 10) und bei Schanze (Anm. 9). Zum unmittelbaren Anschluss der ›Winsbeckin‹ an den ›Winsbecken‹ in Handschrift C vgl. Martin Schubert, Sprechende Leere. Lücke, Loch und Freiraum in der Großen Heidelberger Liederhandschrift, in: *editio* 22 (2008), S. 118–138, hier S. 124.

Figur des Sohnes resp. der Tochter stehend in die rechte Bildhälfte platziert; in beiden Fällen sind die Figuren einander zugewandt.<sup>16</sup>

Eine Parallelisierung wird überdies mit den Corpusüberschriften vorgenommen (*Der Winsbeke, Dú winsbekin*). In der Kolmarer Liederhandschrift sind es die Tonbezeichnung („in der Grußweise des Tugendhaften Schreibers“) und die Angabe *der ton stet* 573 (= f. 742, wo die Melodie und unter den Noten der Text der ersten Strophe des ›Winsbecken‹ notiert sind), welche die beiden Gedichte zusammenrücken. Damit ist die zweite wichtige Gemeinsamkeit angesprochen, die übereinstimmende metrische<sup>17</sup> und musikalische Form der Texte. Hinzu kommen, drittens, identische oder sehr ähnliche Ausdrücke, sprachliche Wendungen, Gleichnisse, bei denen nicht vorstellbar ist, dass sie zwei Mal, unabhängig voneinander, geprägt worden sind.<sup>18</sup>

Als auffälligster Unterschied zum ›Winsbecken‹ wurde in der Forschung verschiedentlich die Dialogform der ›Winsbeckin‹ genannt. Zutreffend ist diese Aussage allerdings nur, wenn man beim ›Winsbecken‹ lediglich die Strophen 1–56 vor Augen hat, in denen zwar eine dialogische Kommunikationssituation zwischen Vater und Sohn als Rahmen fingiert wird, dann aber nur der Vater das Wort führt, während der Sohn die Rolle des Zuhörers einnimmt.<sup>19</sup> Die ‚Langfassung‘ des Textes weist dagegen mit einem mehrfachen Sprecher- und Adressatenwechsel und der Rollenkehr von Lehrer und Belehrtm auch dialogische Elemente auf.<sup>20</sup> Deutliche Unterschiede bestehen allerdings in der Handhabung der dialogischen Unterweisung und, damit verknüpft, in der Konzeption und Funktion der Sprecherrollen. Wäh-

<sup>16</sup> Unterschiede liegen vor allem in der Gestik der beteiligten Figuren.

<sup>17</sup> Die Strophen bestehen aus jeweils zehn vierhebigen Versen mit dem Reimschema ab ab bxb cxc.

<sup>18</sup> Vgl. dazu bes. Leitzmann (Anm. 8).

<sup>19</sup> Auf dieser Basis ordnet Hannes Kästner (Mittelalterliche Lehrgespräche. Textlinguistische Analysen, Studien zur poetischen Funktion und pädagogischen Intention, Berlin 1978 [Philologische Studien und Quellen 94]) den ›Winsbecken‹ dem Typus der *Instructio* zu (S. 210–214), während er die ›Winsbeckin‹ nach dem Typus der *Explicatio* gestaltet sieht (S. 204); zu den Kennzeichen dieser Lehrgesprächstypen vgl. S. 104ff. und S. 155ff.

<sup>20</sup> Vgl. dazu Brüggem (Anm. 8), S. 294–312, und Bastert (Anm. 9). Wichtig ist in diesem Zusammenhang die folgende Feststellung Rasmussens, *Fathers to think back through* (Anm. 9), S. 126: „Although the poem’s message changes because of the son’s intervention, that new message is proclaimed by the father. The son’s brief rebuke and decisive intervention do not undermine paternal control; the father immediately affirms and elaborates the son’s conviction of the superiority of the spiritual life. [...] The structure of the poem as a monologue is challenged, but ultimately sustained. Because the father’s voice dominates the poem, a structural link between authority and monologue is maintained as a communicative strategy: the authoritative voice is authoritative because it can and does hold forth without interruption“.

rend für den ›Winsbecken‹ in den insgesamt 80 Strophen der Edition<sup>21</sup> lediglich ein viermaliger Sprecherwechsel zu verzeichnen ist, der überdies auf einen kleinen Textabschnitt (auf die Strophen 57–65) beschränkt bleibt, die Strophen 1–56 und 66–80 somit an unterschiedliche Adressaten gerichtete Aussagen eines einzelnen Sprechers darstellen, weist die in der Ausgabe von Reiffenstein 45-strophige ›Winsbeckin‹ 36-mal einen Sprecherwechsel auf, in der Regel von Strophe zu Strophe.<sup>22</sup> Auf diese Weise entsteht im Falle der ›Winsbeckin‹ ein klar erkennbarer Argumentationsverlauf – anders als bei ihrem männlichen Pendant, bei dem bei der Mehrzahl der Strophen eine einzige Aussage im Zentrum steht und so der Eindruck spruchartiger Geschlossenheit evoziert wird. Dieser Unterschied in der Komposition dürfte für die Unterschiede in der Überlieferung der Texte verantwortlich sein: Während der ›Winsbecke‹ offenbar als eine mehr oder minder lockere Folge von in sich abgeschlossenen Einzelstrophen aufgefasst wurde, die zu kürzeren oder längeren, häufig thematisch geordneten Komplexen zusammengestellt werden konnten,<sup>23</sup> ist für die ›Winsbeckin‹ gerade „die Konstanz der Strophenfolge bei wenig unterschiedlichem Bestand“<sup>24</sup> charakteristisch.

Als Folge der dialogischen Anlage erhält die Tochter einen erheblichen Redeanteil. Bemerkenswert erscheint die Konzeption ihrer Rolle, zu der eine

<sup>21</sup> Winsbeckische Gedichte nebst Tirol und Fridebrant, hg. von Albert Leitzmann, 3., neubearbeitete Aufl. von Ingo Reiffenstein, Tübingen 1962 (ATB 9). – In der Forschung ist man fast ausnahmslos für eine Unterscheidung zwischen einem älteren, aus den Strophen 1–56 bestehenden Kern und einer oder mehreren jüngeren Fortsetzung(en) eingetreten. Den Anstoß dazu hat M. Haupt (Anm. 8), S. VIII<sup>f.</sup>, gegeben, der in den letzten 24 Strophen des Gedichts „einen frommen, aber albernem Anhang“ erblickte, der die ihnen vorausgeschickten Lebensweisheiten nicht steigere oder widerlege, sondern sie plötzlich vollkommen zunichte mache. Durch Ernst Wilken (Zum Winsbeken, in: *Germania* 17 [1872], S. 410–416) und Albert Leitzmann wurde diese Sicht dahingehend modifiziert, dass man bei den Strophen 57–80 zwischen den Strophen 57–64/65 und 65/66–80 zu unterscheiden habe; Leitzmann (Anm. 8) hat dafür zwei verschiedene Dichter postuliert. I. Reiffenstein hat in seiner Neubearbeitung von Leitzmanns kritischer Ausgabe (s.o.) die Strophen des ›Winsbecken‹ zwar durchgehend gezählt, hat aber durch Zwischenüberschriften („1. Das alte Gedicht, 2. Die Fortsetzungen“) zu erkennen gegeben, dass auch er diese Auffassung teilt. Bis zu H.-J. Behrs Plädoyer für die konzeptionelle Einheit des ›Winsbecken‹ (Anm. 11) galt diese Sicht als Konsens der Forschung. Zur Kritik an Behrs Argumentation siehe Brügggen (Anm. 8), S. 300–312.

<sup>22</sup> Es gibt nur drei Ausnahmen: In den Strophen 18–20 spricht die Tochter, in den Strophen 29–33 und 43–45 die Mutter. – Rasmussen, *Fathers to think back through* (Anm. 9), S. 126<sup>f.</sup>, argumentiert, dass die dialogische Struktur des Textes ihn in die Nähe zum Streitgedicht rückt, mit entsprechenden Effekten: „Through the use of dialogue [...] *Die Winsbeckin* suggests the didactic model of an evolving, instructional dialogue that emerges in response to a different perspective on the truth rather than an ethos of authority that is premised on a monovocal recitation of received truths“.

<sup>23</sup> Vgl. Brügggen (Anm. 8), S. 300–312.

<sup>24</sup> Schanze (Anm. 9), Sp. 1226.

gewisse Eigenständigkeit und ein nicht unerheblicher Widerspruchsgeist gehören, die durch die Betonung von Folgsamkeit und Gehorsam sorgsam ausbalanciert werden.<sup>25</sup> Indem die Tochter Aussagen aufnimmt und bestätigt, eigene Feststellungen trifft, nachfragt, um Erklärung und Erläuterung bittet, Einwände formuliert, Ablehnung äußert oder einlenkt, erfüllt sie eine wichtige gesprächssteuernde Funktion, welche eine Voraussetzung darstellt für jene „Beweglichkeit der Dialogführung“, von der Ingeborg Glier gesprochen hat.<sup>26</sup> Die durch die wiederholte Versicherung gegenseitiger Zuneigung, Anerkennung und Dankbarkeit<sup>27</sup> abgestützte dialogische Interaktion zwischen Mutter und Tochter ermöglicht, auch dies hat Glier bereits gesehen, eine „doppelte Brechung der Lehrinhalte in den Kommentaren der beiden Frauen“<sup>28</sup>. Sie wird genutzt, um einen Lernprozess vorzuführen und einsichtig zu machen, den die Tochter im Laufe des Gesprächs vollzieht.

Dieser Lernprozess betrifft ihre Einstellung zur Minne, und in dieser thematischen Engführung liegt ein weiterer Unterschied zwischen ›Winsbecke‹ und ›Winsbeckin‹. Aufschlussreich erscheint dabei, wie die ›Winsbeckin‹ zu dieser Thematik hinleitet. Motiviert wird die Lehre aus der mütterlichen Sorge, die wohlgeratene Tochter könne ihr *lop wiplich unde ganz* durch eigenes Verschulden aushöhlen (3,1–7; vgl. 11,1–4). Die Belehrung zielt darauf, dem jungen und unerfahrenen Mädchen die Bedeutung gesellschaftlicher Reputation vor Augen zu führen, wie sie in den anerkennenden Worten der relevanten sozialen Kontrollinstanz der *besten*, der *wisen*, der *werden*, der *reuoten lute* messbar wird,<sup>29</sup> ihr das in Geltung stehende Frauenideal von vergewärtigten und Verhaltensnormen an die Hand zu geben, welche die Sicherung des gewünschten Renommees gewährleisten können. Es geht darum, *hohgemuot* und dabei *in zühten* zu leben (5,1f.; vgl. 13,1f. und 43,1f.). Mehr Raum als die kleine Tugendlehre, welche die Mutter ihrer Tochter erteilt,<sup>30</sup> erhalten dabei die Vorschriften für das Auftreten der Frau in der

<sup>25</sup> Vgl. 2,1; 2,8–10; 4,1–4; 12,4–10; 26,5–10; 28,1–4; 34,5–7; 42,7–10.

<sup>26</sup> Ingeborg Glier, *Artes amandi. Untersuchung zu Geschichte, Überlieferung und Typologie der deutschen Minnereden*, München 1971 (MTU 31), S. 33. Glier setzt die von ihr konstatierte Eigenschaft der ›Winsbeckin‹ der „Geschlossenheit und lapidare[n] Eindringlichkeit“ des ›Winsbeckin‹ entgegen. Rasmussen, *If Men Desire You* (Anm. 9), spricht von einem „lively give-and-take“ (S. 137).

<sup>27</sup> Vgl. 1,1–10; 3,1–10; 17,1f.; 21,1f.; 26,1–10; 34,1–7; 43,1f. Vgl. überdies die gefühlsbetonten Anreden *liebiu muoter* (2,1; 4,1), *liebiu muoter min* (34,1), *vil liebiu muoter* (28,8), *vil liebiu tohter* (3,1), *trüt kint* (5,1), *liebez kint* (9,8), *liebiu tohter* (13,1; 39,1), *min liebez kint* (17,1), *vil liebez kint* (21,2).

<sup>28</sup> Glier (Anm. 26), S. 33.

<sup>29</sup> Vgl. 5,3; 11,5; 12,6; 13,4; 14,8; 16,1; 29,7; 44,3f.

<sup>30</sup> 5,7f.: *und lâz in dinem herzen sweben/scham unde mâze ûf stæten pin* (dazu die affirmative Stellungnahme aus dem Munde der Tochter 6,1f.: *Scham und mâze sint zwô tugen, / die gebent uns vrouwen hôhen pris.*); 13,3: *wis stæter site, von herzen guot.* –



Öffentlichkeit des Hofes. Sie berühren kurz den *gruoz*, die Haltung des geziemenden Entgegenkommens, welches den *êre gernden* gegenüber angebracht ist, um sich dann ganz auf das Phänomen der *wilden blicke* zu konzentrieren. Die Mutter gibt ihrer Tochter zu verstehen, dass *wilde blicke* in Gegenwart geschwätziger Beobachter den Ruf der Frau beschädigen können (5,9f.) und liefert, als sie darum gebeten wird (6,6–10), eine genauere Explikation des Begriffs: Bei Hofe spricht man von *wilden blicken*, wenn eine Frau unruhig umherblickt statt, wie es von ihr erwartet wird, strikt vor sich hinzuschauen; da man dieses Verhalten sofort als Ausdruck von Unbeständigkeit und Maßlosigkeit interpretiert, gilt es, die Augen im Raum öffentlicher Wahrnehmung zu disziplinieren (7,1–10).<sup>31</sup> Es erweist sich, dass das so umschriebene Phänomen der Tochter aus eigener Beobachtung vertraut ist; es wird in der Wiedergabe ihrer Erfahrung veranschaulicht und insofern differenziert, als sie es mit einer weiteren stigmatisierten Verhaltensweise, dem häufigen Lachen, in Zusammenhang bringt und als Produkt laxer Erziehung deutet:

‘Vür wâr dir, muoter, sî gesaget,  
 swie kleine ich habe der jâre zal,  
 daz mir diu vuore niht behaget,  
 swelch wîp diu ougen ûf, ze tal,  
 und über treit als einen bal,  
 dar under ouch gelachtet vil:  
 diu prîset niht der zûhte ir sal.  
 ich wæne ouch, daz juncvrouwen muot,  
 diu âne vorhte wirt erzogen,  
 nâch ir gebâerden dicke tuot.’ (8,1–10)

Auch die Minneregeln der Schlussstrophen enthalten noch einmal Tugend- bzw. Lasterlehre, vgl. 43,8–10; 45,1–5.

<sup>31</sup> Vgl. dazu Trude Ehlert, Die Frau als Arznei. Zum Bild der Frau in hochmittelalterlicher deutscher Lehrdichtung, in: *ZfdPh* 105 (1986), S. 42–62, hier S. 57. Ingrid Bennewitz, Der Körper der Dame. Zur Konstruktion von „Weiblichkeit“ in der deutschen Literatur des Mittelalters, in: „Aufführung“ und „Schrift“ in Mittelalter und früher Neuzeit, DFG-Symposium 1994, hg. von Jan-Dirk Müller, Stuttgart, Weimar 1996 (Germanistische Symposien. Berichtsbände XVII), S. 222–238. Trude Ehlert, *Ein vrowe sol niht sprechen vil*: Körpersprache und Geschlecht in der deutschen Literatur des Hochmittelalters, in: *Chevaliers errants, demoiselles et l’Autre*: höfische und nicht-höfische Literatur im europäischen Mittelalter. Festschrift für Xenja von Ertzdorff zum 65. Geburtstag, hg. von Trude Ehlert, Göttingen 1998 (GAG 644), S. 145–171, hier bes. S. 163–167. Weichselbaumer (Anm. 9), S. 133. Thomas Lentjes, Inneres Auge, äußerer Blick und heilige Schau. Ein Diskussionsbeitrag zur visuellen Praxis in Frömmigkeit und Moraldidaxe des späten Mittelalters, in: *Frömmigkeit im Mittelalter. Politisch-soziale Kontexte, visuelle Praxis, körperliche Ausdrucksformen*, hg. von Klaus Schreiner und Marc Müntz, München 2002, S. 179–219, hier S. 198f. (im Kontext weiterer Ausführungen zur Kontrolle und Disziplinierung des Blicks in Minne- und Moraldidaxe, in: *katechetischer und erbaulicher Literatur, in Novizentraktaten und Beichtspiegeln und in der Herrscherparänese*).

Die Eilfertigkeit, mit der die Tochter die Akzeptanz der gesellschaftlichen Außennormen bekundet und sich von ihrer Legitimität überzeugt gibt, sowie der moralische Rigorismus, mit dem sie ein solches Handeln verurteilt, verraten ein fehlendes Bewusstsein für die Anstrengungen und die Einschränkungen, die diese Verhaltensnormen der Frau abverlangen. Diese Deutung wird durch die Reaktion der Mutter und den sich anschließenden kleinen Disput zwischen den beiden Frauen nahegelegt. Die mütterliche Akklamation bleibt aus, und an ihrer Stelle erfolgt der Hinweis, dass der Wert kluger Worte sich an begleitenden Taten erweisen muss (9,1–10). Er enthält eine zwar verhaltene, aber doch deutliche Kritik an den Äußerungen der Tochter (bes. 9,5–10). Diese pariert die Anzweiflung ihrer Glaubwürdigkeit, indem sie bekundet, dass sie um die Wertlosigkeit bloß verbaler Beteuerungen weiß, und mit herausforderndem Unterton ihre Zuversicht in die eigene, vom Glück begünstigte Stärke und Leistungsfähigkeit formuliert (10,1–10). Der Widerspruch, den sie damit erneut erntet, spitzt die *wehselrede* (12,1) noch einmal zu. Indem sie ein den offiziellen Normen wie den eigenen Überzeugungen und Vorsätzen konformes Frauenleben als Gottesgeschenk hinstellt (11,1f.), enthüllt die Mutter die jugendliche Selbstgewissheit der Tochter als Selbstüberschätzung. Die Gefährdung der Frau resultiert nicht aus einer ihr traditionell unterstellten Minderwertigkeit und Willensschwäche, sondern aus dem Umstand, dass die Anfechtungen weiblicher Tugend sich zu situationsbedingten Handlungszwängen konkretisieren können, die ein Abweichen von den allgemein akzeptierten und geforderten Verhaltensweisen notwendig machen. Um ihr dies zu verdeutlichen, erinnert die Mutter an Hartmanns *süeze maget* (11,6) Lunete und präsentiert sie als Beispiel einer Frau, die man *nicht durch vrîen muot / ûz wîbes tugenden brechen siht* (11,9f.). Daraufhin lenkt das Mädchen ein. Dieses Einlenken und die Bitte um weitere Belehrung in der zwölften Strophe markieren einen formalen Einschnitt im Gespräch, der insofern mit einer thematischen Zäsur korrespondiert, als nun die Minnedidaxe des Textes beginnt. Diese ist indes eng mit dem Vorausgehenden verzahnt: Das Begehren werthafter Männer zu wecken und in die gewünschten Formen des ritterlichen Frauendienstes zu kanalisieren, stellt für die Frau die wichtigste Chance dar, ihren Wert und ihr Ansehen in der Gesellschaft zu steigern:

[...]  
 mahtû die tugent ûf gewegen,  
 dir wirt von manegem werden man  
 mit wûnschen nâhen bî gelegen.  
 soltû mit sælden werden alt  
 zuo der schœne, die dû hâst,  
 durch dich verswendet wirt der walt.' (13,5–10)

‘Gedanke sint den liuten vrî  
 und wûnschen sam: weistû des niht?’

daz mahtû wol verstân dâ bî,  
 sô man ein wîp ie schoener siht,  
 der man in tugenden êre giht,  
 der wünschet ir, wirt ims niht mê.  
 hât er ze minne muotes iht,  
 ein ieglich sin des höchsten gert.  
 sô man gedenket ofte an dich  
 und wünschet dîn, sô bistû wert.<sup>7</sup> (15,1–10)

Der Text macht somit den mit dem Begriff *minne* bezeichneten reglementierten Umgang der Geschlechter zur Domäne der gesellschaftlichen Bewährung der Frau.

„Probleme der hohen und niederen Minne, der *huote*, der Würdigkeit werden abgehandelt; Ovids Liebeslehre von der Minnekrankheit, Salomons Unterliegen vor der Minne – der übliche Apparat ist aufgeboten.“<sup>32</sup> Was in der ›Winsbeckin‹ an Minnedidaxe entwickelt wird, de Boors forsche, dabei ennuyierte Charakteristik bringt es gut zum Ausdruck, ist durchaus konventionell und traditionell.<sup>33</sup> Im Zusammenhang mit der Auswahl des Minnepartners sprechen die Frauen über die Bedeutsamkeit von *stete* und über die gefährlich-süße Sprache männlicher Verstellung und Verführung (Str. 16–20). Die Tochter, überzeugt davon, dass die eigene *stete* sie immunisiert<sup>34</sup> und dass diese *stete*, verbunden mit entschiedener Ablehnung der falschen Werber, es ihr überdies erlaubt, eine korrigierende Wirkung auf die Männer zu entfalten,<sup>35</sup> muss sich über die Gewalt der Minne belehren lassen, die den Verstand trübt und vor der, wie das Beispiel König Salomos nachdrücklich zeigt, selbst ein *starkez herze* kapitulieren muss (Str. 21–27). Ihrer Entschlossenheit, der Minne nicht zum Opfer zu fallen, wird sukzessive der Boden entzogen. Es sind indes nicht in erster Linie die Zweifel an der eigenen Standfestigkeit und Unverletzlichkeit, die sie innehalten lassen; das entscheidende Moment der Verunsicherung liegt in der Aussage, dass sich von *unvuooge* verabschieden müsse, wen *höhiu minne* bedränge (25,8f.). Wenn der Minne ein erzieherisches Potential innewohnt, das die Existenz auf die Approbation

<sup>32</sup> Helmut de Boor, *Die höfische Literatur*. Vorbereitung, Blüte, Ausklang. 1170–1250, 7. Aufl., München 1966 (Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart, hg. von Helmut de Boor und Richard Newald, III/ 1), S. 409.

<sup>33</sup> Zu den wichtigsten Traditionszusammenhängen (lateinische Liebeslehre, provençalische Ensenhamens, Mutter-Tochter-Gespräche der mittelhochdeutschen Epik) vgl. Glier (Anm. 26), S. 33–35. Ferner Ruys (Anm. 9). R. Schnell führt die ›Winsbeckin‹ in einer Reihe von Beispielen dafür an, dass die Venusminne, die den Menschen von außen her überwältigt, „zur poetischen Ausschmückung einer ‘selbstverschuldeten’ Liebe dient“; vgl. Rüdiger Schnell, *Causa amoris*. Liebeskonzeption und Liebesdarstellung in der mittelalterlichen Literatur, Bern, München 1985 (Bibliotheca Germanica 27), S. 232.

<sup>34</sup> Vgl. 18,3–10; 22,1–10; 24,5–7.

<sup>35</sup> Anders Ehlert (Anm. 31), S. 58.

der *werden* ausrichtet, somit eine Perfektionierung des Selbst (25,8–10) ermöglicht, dann wird zweifelhaft, ob die bislang hochgehaltene Unverwundbarkeit (22,1–10) überhaupt ein erstrebenswertes Ziel darstellt (26,1–6). Ein *kinschez herze* (27,3), lautet die beruhigende Versicherung der Mutter, honoriert die höfische Öffentlichkeit mit *lop und ère* (27,4); für den Fall, dass die Minne ihr ein solches nicht vergönne, lautet ihre beunruhigende Anweisung, gilt es, den [...] *man, / der sælden ist und èren wert* (27,7f.), *ungewert* (27,10) zu lassen. Die von der Frau erwartete Unnachgiebigkeit dem Liebeswunsch des Mannes gegenüber und die vorauszusetzende Selbstbeherrschung (29,3–7) entbinden, als Reaktion auf das Ansinnen der Tochter, die Mutter möge sie fesseln, wenn ihre *zucht* minnebedingt gefährdet sei, eine Belehrung über die *huote* (Str. 28–32). Der Wunsch, behütet zu werden, um einer Gefahr zu entgehen, mag verständlich erscheinen und offenbart doch, immer noch, ein falsches Verständnis von Minne. Wenn die mit der Minnekonzeption transportierte Vorstellung eines Sieges der Kultur über die Natur des Menschen die Selbstperfektionierung auch der Frau befördern soll,<sup>36</sup> muss die Installation einer Überwachung durch Dritte abgelehnt und die Sicherung des gesellschaftlichen Ansehens in die Eigenverantwortung der Frau gelegt werden. Nur der freiwillige Verzicht, den die eigene Standhaftigkeit und die Sublimation des Begehrens ermöglichen, schenkt, was für die Interaktion am Hofe von größter Bedeutung ist: *hòhen muot* (29,1f.; 31,1–10; 32,1–5).

Am Ende dieses kleinen ‘*huote*-Exkurses’ lenkt die Mutter das Gespräch auf den Vorsatz ihrer Tochter zurück, der ihr erst den Anlass dafür geboten hatte, über die Gewalt der Minne und in Folge über die *huote* zu sprechen: den Vorsatz, sich gegen die Minne zu schützen (Str. 33). Das Mädchen reagiert jetzt mit einer interessierten Frage nach dem Wesen der Minne (34,8–10) und gibt damit einen im Laufe der Unterhaltung erzielten partiellen Lernfortschritt zu erkennen. Als Antwort erhält sie Aufschluss über den Namen und die Wirkung der Minne (Str. 35–41). Ovid bürgt für die Wirkungs- und Existenzweise des als Venus personifizierten Prinzips: einen ständigen Wechsel von Gesundheit und Krankheit und eine mit Unsichtbarkeit und Rastlosigkeit verbundene Omnipräsenz (Str. 35). Ein anderes, in einem früheren Stadium der Unterredung (Str. 25) bereits formuliertes Konzept wird damit kombiniert und gegen die kritischen Einwände der Tochter erfolgreich expliziert: die Unvereinbarkeit von Minne und *untugent* oder *swachem muot* und ihre veredelnde Kraft. Diese Explikation ist der letzte Schritt in der ‘Zähmung der Widerspenstigen’, die fortan als gelehrige Schülerin den abschließenden Minneregeln der Mutter (43,8–45,10) lauscht, welche wiederum den Bogen zur Tugend- und Verhaltenslehre des Anfangs schlagen. Man muss sich vergegenwärtigen, welche Haltung das junge Mädchen zu Beginn des Dialogs eingenommen hatte: *Sol, muoter, mir daz ère sîn, / ob man mîn wünschet uf ein strô?* (14,1f.). Diese Worte der Entrüstung,

<sup>36</sup> Anders Ehlert (Anm. 31), S. 61.

mit denen sie hier ihr Verständnis und ihre forcierte Ablehnung dessen ausdrückt, was die Gesellschaft mit dem Begriff *minne* konnotiert, werden auch dem zeitgenössischen Publikum am Ende der ›Winsbeckin‹ noch präsent gewesen sein. Dass die Gestaltung der dialogischen Interaktion zwischen Mutter und Tochter den Nachvollzug ihrer Einstellungsänderung gestattete, dürfte auf die Rezipienten einen nicht unerheblichen Reiz ausgeübt haben.

Mit der in der ›Winsbeckin‹ aus (fingierter) weiblicher Perspektive vorgebrachten Minne- und Gesellschaftslehre für die Frau lassen sich jene Strophen des ›Winsbeckens‹ vergleichen, die für einen adligen männlichen Adressatenkreis ein normatives Frauenbild entwerfen und entsprechende Verhaltensvorschriften propagieren. Der Frauenpreis schlägt Töne an, die an die ›Frauenehre‹ des Strickers erinnern: Die Frauen sind *der wunne ein berder stam* (11,5) bzw. *wunne ein berdez lieht* (12,1); auf diese Engel gründet die Zuversicht der Welt, denn ihr Geschlecht trägt die Tugendkrone gesellschaftlicher Anerkennung (12,3–10). Die *güete* der Frauen manifestiert sich in ihrer wohlthuenden Wirkung. Der Text beschreibt sie in bildhafter Sprache, deren Metaphern der heilkundlichen Sphäre entlehnt sind. So empfiehlt der Vater, auf die therapeutischen Vorzüge des Theriakts bei eitrigen Wunden Bezug nehmend, die beständige Liebe zu einer *reinen* Frau als Arznei für die schweren Stunden, in denen das Herz mutlos zu werden droht angesichts der Anforderungen, welche die *werdekeit* stellt (14,1–10). Weibliche *güete* gerät ihm zur Heilpaste, deren reinigende Kraft die Bedrängnisse männlicher Psyche auflöst und freisetzt, was die höfische Interaktion fordert: *vreude* (15,1–10, 13,5).<sup>37</sup> Indem er diese Qualitäten ‘guter’ Frauen preisend, liebend und beständig dienend anerkennt, beweist der Mann *vuoge, zuht* und *rehte scham* (11,1–10) und kann zuversichtlich dem verheißenen Lohn entgegensehen: der weiblichen Geneigtheit, für die die Denominatio des ihn umhalsenden weißen Armes steht, und Gottes *sælde*.

Die Mahnungen, nur Gutes über Frauen zu sagen (10,7, 13,8f.) und in der Minnebeziehung verschwiegen zu sein (9,1–4), sind im ›Winsbeckens‹ im Kontext weiterer Vorschriften zu sehen, die das Sprechen und das Schweigen betreffen und in erster Linie das Leben am Hofe regulieren. *ze rehte swïc, ze staten sprich* (23,5): diese ganz allgemeine Richtlinie wird in eine ganze Reihe von Einzelvorschriften ausdifferenziert. Großes Gewicht erhält die Anforderung zur Wahrhaftigkeit, die mit der Warnung verknüpft wird, nicht wortbrüchig zu sein (52,1–10). *kiuscher*, also sittsamer, sanftmütiger Worte soll man sich befleißigen (39,1) und sich vor maß- und rücksichtslosem Spott hüten (27,1–10). Man muss die Zunge im Zaum halten und den Zorn zügeln (24,1–10). *Sun, bezzer ist gemezzen zwir/ denne gar verhouwen âne sin* (25,1f.): Was für das Anmessen und Zuschneiden von Kleidung gilt, trifft ebenso für die Rede zu, die ‘beschnitten’ sein will, wohlüberlegt und wohlgesetzt; schnell ist ein Wort aus dem Mund heraus, das dann nicht wieder zu-

<sup>37</sup> Vgl. dazu Ehlert (Anm. 31), S. 51–55.

rückgenommen werden kann (25,3–8). Die zersetzende, gemeinschaftsgefährdende Macht der Worte verkörpern die Verleumder, welche die Wahrheit verfälschen und auf diese Art und Weise Zwietracht zwischen Freunden säen; von ihnen muss man sich lossagen (9,8–10. 23,6–10). Wer einem etwas zu erzählen hat, dem soll man aufmerksam zuhören (10,1f.); vor einer schamhaft vorgebrachten Klage darf man nicht die Ohren verschließen (10,3f.) und die Bitte eines Freundes muss man für sich behalten (44,8–10).

Dass die minnebedingte Sprachregelung im ›Winsbecken‹ im Rahmen weiterer Vorschriften zur sprachlichen Kommunikation behandelt wird, kann in gewissem Sinn als symptomatisch betrachtet werden. Mit den Instruktionen für den Umgang mit dem anderen Geschlecht ist das Lehrprofil des Textes ja erst ansatzweise beschrieben. Überschaut man die Themenkomplexe des ›Winsbeckens‹, so wird schnell deutlich, dass neben den mit den Stichworten Frau – Minne – Ehe abgesteckten Bereich weitere thematische Schwerpunkte treten: religiöse Unterweisung, Ritterlehre, Hoflehre, Tugend- und Lasterlehre, Hauslehre. Man hat daraus – wohl zu Recht – den Schluss gezogen, dass „der Beziehung des Mannes zur Frau aus der Perspektive des Mannes eine seinen anderen Sozialbindungen gleichgeordnete Bedeutung“ zugewiesen wird, was die Wichtigkeit der Frau für den Mann relativiert.<sup>38</sup>

Ganz anders verhält es sich in der ›Winsbeckin‹, wo der unter dem Stichwort *minne* verhandelte reglementierte Umgang der Geschlechter zur entscheidenden Sphäre weiblicher Bewährung in der Gesellschaft erklärt wird. Ingeborg Glier hat die Erklärung dafür in der „literarischen Tradition der Gesprächspartner“ gesucht: „Über Minnefragen zu reden und zu streiten, ist in der deutschen Literatur des Mittelalters ein traditionsgebundenes Privileg der Frauen.“<sup>39</sup> Auch hat sie darauf hingewiesen, dass sich die ›Winsbeckin‹ damit Tendenzen einordnet, die sich vergleichbar im Lied/Leich und im Minneroman des 13. Jahrhunderts abzeichnen und ein steigendes Interesse an didaktischer Aufbereitung der Minnethematik verraten. Da die Ausrichtung des weiblichen Daseins auf den Mann hin für eine ganze Reihe mittelhochdeutscher Lehrgedichte zu konstatieren ist,<sup>40</sup> wird man in der Wichtignahme

<sup>38</sup> Ehlert (Anm. 31), S. 50f.

<sup>39</sup> Glier (Anm. 26), S. 33.

<sup>40</sup> Vgl. Claudia Brinker-von der Heyde, Geschlechtsspezifisch, Normen und Konflikte in mittelalterlichen Lehrgesprächen, in: Jahrbuch für Internationale Germanistik 33 (2001), S. 41–62, hier bes. S. 55f., wo dargelegt wird, dass das Programm von Rechten, Pflichten und Verhaltensnormen, das die Lehrgespräche formulieren, ganz entscheidend von der jeweiligen Figurenkonstellation und deren Geschlecht bestimmt wird. In den Mutter-Tochter-Gesprächen bleibt „[d]ie in Erziehungs-traktaten dominierende Vorbereitung des Mädchens auf ihre Hausfrauen- und Mutterrolle [...] gänzlich ausgeblendet zugunsten der Geschlechterrolle, die sie in Bezug auf den Mann zu erfüllen hat.“ (S. 56). Wenn es dann allerdings heißt: „Nicht ihre Integration in die Gesellschaft steht zur Debatte, sondern ihre Bestimmung zur Liebe innerhalb einer Zweierbeziehung“ (ebd.), bleibt eine für die Texte charakteristische

des Themas innerhalb der Frauendidaxe aber nicht zuletzt den Ausdruck eines gesellschaftlich erwünschten Rollenverständnisses sehen müssen, das durch die Verbreitung der Texte weiter zementiert wird. Insofern steht das in der ›Winsbeckin‹ für die Frau formulierte Erziehungsideal im Dienste einer höfisch-patriarchalen Ideologie.

Die ›Winsbeckin‹ weist diese Ideologie als Bestandteil einer alten, traditionellen Ordnung aus, welche auf dem Wege familiärer, in einer Konstellation der Gleichgeschlechtlichkeit erfolgenden Erziehung von einer Generation an die nächste weitergeben wird. In diesem Rahmen erscheinen die stereotype Modellierung der Sprecherrollen des Dialogs<sup>41</sup> (erfahrene Mutter vs. unerfahrene Tochter), die Herausstellung der mütterlichen Autorität, die Unterordnung der Tochter unter das mütterliche Erziehungsideal und die Markierung ihres Lernfortschritts als entscheidende Textstrategien, die dem literarischen Projekt seine Überzeugungskraft sichern sollen. Zugleich legt der Text die kulturelle, auf dem Wege von Erziehung und Instruktion erfolgende Konstruktion von ‚Weiblichkeit‘ offen. Sie basiert, wie Ann Marie Rasmussen zurecht betont hat, auf der ‚Kollaboration‘ der Mütter mit den herrschenden Machtverhältnissen und auf der Bereitschaft der Töchter, sich der mütterlichen Autorität zu fügen, die ihnen verordneten Werte und Normen zu übernehmen und in performativen Akten zur Geltung zu bringen.<sup>42</sup>

Interessant wird der Text, weil ungeachtet dieser systemstabilisierenden Intention Risse zutage treten. Diese lassen sich auf die Ausgestaltung der dialogischen Interaktion zurückführen. Sie erlaubt der Tochter eine – aufgrund komischer Akzente<sup>43</sup> allerdings sofort wieder labilisierte – Infragestellung der herrschenden Ideologie – so der Relation von männlichem Begehren

---

Denkfigur unberücksichtigt, der zufolge Minne als Phänomen der sozialen Interaktion und Distinktion erscheint.

<sup>41</sup> Vgl. Brinker-von der Heyde (Anm. 40), S. 48: „Offensichtlich beeinflusst das Geschlecht der jeweiligen Akteure auch die Form der Gespräche. Ist eine Tochter involviert, findet sich prinzipiell der Dialog, der auch karikierende oder humorvolle Tendenzen aufweisen kann. Bei Söhnen überwiegt der belehrende Monolog, Ernsthaftigkeit ist hier ein nur höchst selten gebrochenes Gebot“.

<sup>42</sup> Vgl. Rasmussen, *If Men Desire You* (Anm. 9), bes. S. 137: „The mother thus collaborates in the construction of an other-directed definition of women as the object of male desire.“ Manche Formulierungen des Beitrags mögen aufgrund ihrer sehr starken Pointierung störend wirken, sie erlauben es m. E. aber nicht, die Bedeutung der vorgelegten Analyse prinzipiell in Frage zu stellen. Classens gegen Rasmussens Lektüre gerichteter Aussage, „there are no concrete clues that would suggest any misogynistic, manipulative, satirical or concretely identifiable patriarchal strategies“ (Classen [Anm. 5], S. 186) wäre indes entgegenzuhalten, dass es, wie die feministische Literaturwissenschaft gezeigt hat, gerade nicht um die offenen, sondern um die verdeckten misogynen Strategien geht.

<sup>43</sup> Die Komikelemente des Textes scheinen mir ausschließlich mit der Figur der Tochter verknüpft zu sein; anders Rasmussen, *If Men Desire You* (Anm. 9), S. 150–152.

und weiblicher Reputation oder der Kongruenz von Ideal und Wirklichkeit, von abstrakten Werten und gesellschaftlicher Praxis.<sup>44</sup> Und sie versteht die Instruktionen der Mutter mit Hinweisen auf die Anstrengungen, Einschränkungen und Gefährdungen eines normkonformen Frauenlebens und dekuvriert auf diese Weise zumindest im Ansatz die höfische Liebe als ein männliches Spiel, in dem es letztlich um Macht, Dominanz und Unterwerfung geht.

---

<sup>44</sup> Vgl. die Lektüre von Rasmussen, *If Men Desire You* (Anm. 9).